©Naturwissenschaftlicher Verein für Schwaben, download unter www.zobodat.at

Begegnungen am Wege eines Naturforschers

Lebenserinnerungen von Emil Werth

I. Jugend

Am Lebensabend

„Doch wenn du abends müde dich geflüchtet
Fort aus des Alltagslebens ödem Plan
Und der Verstand tyrannisch nicht mehr richtet
Die Seele durch die glattgestampfte Bahn,
In solcher Zeit der Dämmerungen
Da blüht und grünt das Tote fort,
Der Kinderzeit verträumte Freuden
Verklärn des Augenblickes Leiden,
Und bilden in dir festverschlungen
Den herzbeglückendsten Akkord."
(Aus H. Löns: Akkorde — 1886 oder 87.)

Abstammung.

Von Vaters Seite her stamme ich aus einer niederrheinischen Bauernfamilie. Und zwar aus dem Hof „Im Werth" im Gelände der heutigen Stadt Barmen. Der „Werth" wird begrenzt südlich von der Wupper, nördlich von dem Mühlengraben, einem alten Wupperarm und westlich von einem alten Sumpf- und Wasserstellengebiet, den heutigen Markenhöfchen nebst Gemarkenplatz. Die Grundstücke bildeten so eine Insel, welchem Umstand sie ihren Namen verdanken. Denn Werth (= Werder) bedeutet nichts anderes als Insel (wie Nonnenwerth, Grafenwerth, Kaiserswerth usw.).

Das Geschlecht, welches hier erbeingesessen wohnte, waren die „im Werth". Als erster Hofbesitzer wird 1466 (Beyernburger Amtsrechnung) Hans in dem Werde genannt, der mit jährlich 4 Mark 10 Schilling Rente, 9½ Schilling Zehntgeld, 2 Maltern Schuldhafer und zwei Hühnern der Höchstbesteuerte unter seinen Mitbürgern war.

In der ältesten Zeit bedeutet die Bezeichnung „im Werth", daß der Träger dieses Namens im Werther Hof wohnte, die Bezeichnung „aus dem Werth", daß er aus dem in diesem Hofe wohnenden Geschlecht stammte, aber, in der Regel, seinen Wohnsitz daraus verlegt hatte. Später ist bei den Zuworten „im" und „aus" der Zusammenhang mit Ort und Abstammung mehr und mehr verloren gegangen. Und schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts werden verschiedene „im Werth" genannt, die nicht auf dem Hofe wohnten. Schließlich ist das Vorwort „im" auf-

©Naturwissenschaftlicher Verein für Schwaben, download unter www.zobodat.at

gegeben worden, während das „aus dem" in verschiedenen Formen weiterlebte, wie „aus'm" und „de". Und in der Familie meines Vaters erzählte man sich, daß erst mein Großvater — als Offizier in die revolutionären Wirren 1848 verwickelt — seinen Abschied nehmen mußte und dabei seinen Namen „aus dem Werth" in „Werth" geändert habe.

Von den Zwillingsstädten Barmen-Elberfeld war die letztgenannte schon längst (1610) zur Stadt geworden, als an Stelle der ersteren noch lange eine Gruppe von Bauernhöfen stand. Und so sind verschiedene Mitglieder meiner Familie Ratsherren und Bürgermeister zu Elberfeld gewesen. Und das Rathaus dieser Stadt hat uns ihre Portraits, in Allonge-Perücke, mit „preußischem Zopf" und in anderer Aufmachung überliefert. Ob sie allerdings den amerikanischen Mordbomberkrieg überlebt haben, weiß ich nicht. Im übrigen erinnern verschiedene Lokalnamen im heutigen Barmen, das erst 1808 Stadtrechte erhalten hat, an das Geschlecht der Werth: die Hauptgeschäftsstraße in Barmen ist die „Werther Straße"; daneben gibt es einen „Werther Platz", eine kleine Nebenstraße mit dem Namen „Werther Hof" und nicht weit davon eine „Werther Brücke" über die Wupper; dazu auch einen gleichnamigen Schwebebahnhof.

Mein, vorhin schon genannter Großvater Johannes Werth ist im Jahre 1800 geboren. Er nannte sich daher später scherzweise „einer der ersten Männer des Jahrhunderts" und war im ganzen Ruhr-, Wupper- und Niederrheingebiet als „der alte Werth" bekannt. Als sein Vater kommt wohl nur in Betracht Johann Abraham, geboren 1755, aus dem jüngeren (Kasparschen) Familienstamm, Sohn von Konrad aus dem Werth (geb. 1726) — (Bergisches Geschlechterbuch von Dr. B. Koerner, Görlitz 1913).

Meine Mutter, geborene Poschmann, stammte aus einer ermelländischen Familie — ihr Vater war in Wormditt geboren —, die aber dorthin erst mit den napoleonischen Feldzügen verschlagen und später wieder nach Westdeutschland zurückgewandert sein soll. Meine Mutter ist in Münster in Westfalen geboren und bis zu ihrem Tode, im 89. Lebensjahr, dortselbst ansässig gewesen. So ist ihre Geburtsstadt auch die unsrige gewesen. Wir waren 6 Geschwister: 4 Jungen und 2 Mädchen. Diese waren die Jüngsten. Und so kam es, daß wir vier Jungen zu allen möglichen Hausarbeiten herangezogen wurden — was wir oft als entwürdigend und lästig empfanden —, während die „kleinen" Schwestern von der ganzen Familie „verwöhnt" wurden. Im übrigen gab unsere Mutter ihr Bestes für das leibliche Wohl ihrer sechs Kinder; und auch in

©Naturwissenschaftlicher Verein für Schwaben, download unter www.zobodat.at

Herzensangelegenheiten war sie den Heranwachsenden ein mitfühlender Berater.

Unser geistiges Erbe verdanken wir in ganz hervorragendem Maße dem Vater. Neben seinem Beruf — er war Personalreferent bei der Eisenbahndirektion Münster — pflegte er die allerverschiedensten Interessen: Er sang, musizierte, dichtete und komponierte, malte in Oel und Aquarell und ging den verschiedensten naturwissenschaftlichen Liebhabereien nach. Wir bauten zusammen Aquarien und Terrarien. Unser Vater machte viele Ausflüge mit uns, auf denen wir die engere Heimat nach allen Richtungen hin kennen lernten, Schmetterlinge, Käfer und anderes fingen und sammelten. Unsere Schmetterlingssammlung war sehenswert; und unser kleines Naturalienkabinett zog viele Bekannte an, wenn auch die meisten davon vielleicht nur die Neugierde lockte. Die künstlerischen und naturwissenschaftlichen Interessen sind in der Familie des Vaters erblich und schlagen bis zum heutigen Tage immer wieder durch. Ich selbst verdanke dem Erbe und der persönlichen Anregung meines Vaters so viel, daß keiner meiner akademischen Lehrer — unter denen sich hervorragende und von mir hoch verehrte Meister befanden — es vermocht hat, meine Studien und Interessen in eine bestimmte Bahn zu lenken. Vor allem hat das, was ich in dieser Beziehung bereits im Elternhause empfangen habe, mich vor Spezialistentum und Einseitigkeit bewahrt, in denen ich eine große Gefahr für die Wissenschaft sehe.

Meine allerältesten Erinnerungen gehen zurück auf den Ausgang des deutsch-französischen Krieges (1871). Ich sehe noch deutlich vor mir die an meinem Geburtshaus auf der Warendorferstraße vorbei einreitenden Kolonnen des Münsterschen Ulanen-Regiments. „Tief die Lanzen und hoch die Fahnen" (Liliencron) ritten sie in gemessenem Trab, unter dem Jubel der Bevölkerung, an unserem Hause vorbei.

Auch im Winter 1871/72 oder später sah ich öfter gefangene französische Offiziere auf den überschwemmten Aa-Wiesen bei Münster Schlittschuh laufen. Damals wurden kriegsgefangene Offiziere sehr höflich behandelt und sie durften, nach gegebenem Ehrenwort, sich frei bewegen.

Aus der Jugendzeit

Meine Mutter stand den, besonders bei mir auf fruchtbaren Boden fallenden naturwissenschaftlichen Anregungen des Vaters nicht immer so freundlich gegenüber, wie ich gewünscht hätte. Und ich erinnere mich noch lebhaft

©Naturwissenschaftlicher Verein für Schwaben, download unter www.zobodat.at

einer Szene, die sie mir — wie ich heute sagen muß, in gerechter Empörung — machte, als ich ihr eine lebendige Ratte ins Haus brachte. Sie bestand darauf, daß ich das Tier sofort töte. Es war ein regenschwangerer, düsterer Tag, und ich weiß es noch heute, als wenn es erst vor ein paar Wochen war, wie ich auf „höheren Befehl" das Tier in einer Regenpfütze ertränkte und sich die Tränen meines Kummers mit dem schmutzigen Naß des Tümpelchens mischten. In jenem Augenblick habe ich das unschuldig sterbende Tier mehr geliebt als meine Mutter.

Meine Gymnasialzeit steht bei mir nicht in besonders guter Erinnerung. Mir widerstrebte der einseitig betriebene Sprachunterricht und das geradezu groteske Syntaxdrillen. Letzteres ging so weit, daß wir beim Lesen der „Klassiker" im gegebenen Fall nicht mehr die betreffende Syntaxregel aufsagen mußten, sondern nur die Ziffer von Seite und Paragraph zu nennen hatten! Das schien mir denn doch zu stumpfsinnig und geisttötend zu sein. Mich interessierte der Inhalt der antiken Schriftsteller. Den Ovid übersetzte ich in deutsche Hexameter — ich wurde aber nicht dafür belobt. Die Lektüre von Xenophons Anabasis veranlaßte mich u. a. den Plan der Schlacht, die Kyros gegen seinen Bruder führte, danach zu entwerfen — es fand keinen Beifall. Nach Cäsars: de bello gallico stellte ich ein fast meterlanges Modell seiner Rheinbrücke dar (allerdings mit Benutzung eines bebilderten Kommentars) und brachte es mit in die Schule. Der betreffende Sprachlehrer hatte kein Verständnis dafür, meinte, daß das Stück mit Lateinunterricht nichts zu tun habe und schickte mich wieder damit nach Hause. So wurde mir, obwohl ich noch heute — nach 6½ Jahrzehnten — den Anfang von Homers Odyssee und Ciceros Anklagerede gegen Catilina auswendig kann, die Antike geradezu verhaßt. Und ich habe nach Absolvierung des Gymnasiums mehr als zehn Jahre gebraucht, ehe ich mich ihr wieder zugewendet habe. Dann allerdings mit großem Genuß und dem Empfinden, daß es ein unverantwortliches Versäumnis ist, daß ein humanistisches Gymnasium den toten Sprachunterricht nicht mit einer richtigen Einführung in die Antike zu würzen versteht.

Nur für ein paar Lehrer hätte ich durchs Feuer gehen können, die anderen waren mir unsympathisch oder gleichgültig. Geographie, Geschichte und deutsche Sprache, diese Fächer liebte ich. Und zu Kaisers Geburtstag und Sedanfeier habe ich fast regelmäßig durch alle Klassen durch als bester Deklamator vor dem Oberpräsidenten der Provinz und dem Erzbischof von Münster ein patriotisches Gedicht aufsagen müssen. Aber noch höher stieg mein Pathos bei meinem Lieblingsgedicht, Freiligraths Löwenritt; das brachte

©Naturwissenschaftlicher Verein für Schwaben, download unter www.zobodat.at

meinen Ruhm bis weit über die Provinz hinaus. Auch bei unserem Zeichenlehrer war ich beliebt. Die Naturgeschichtslehrer waren meist Mathematiker von Beruf und keine Biologen. So zog ich mir mehrmals ihre Feindschaft zu, weil ich im gegebenen Falle über eingehendere Kenntnisse verfügte als sie. Wie sagt doch Wilhelm Busch? „Wenn andre klüger sind als wir, so macht das meistens kein Plaisier." Ein beliebter Lehrer war der für Religion (der Protestanten). Er hatte Witz und Humor und damit Verständnis für die Schüler. Er hieß Dr. Schütz und obwohl kein Klassenlehrer, machte er gern und zur Freude der Schüler die Sommer-Schulausflüge mit. Und er wußte offenbar schon im voraus, daß bei seiner Gegenwart als erstes Wanderlied: Mit dem Pfeil, dem Bogen, durch Gebirg und Tal, kommt der Schütz gezogen früh im Morgenstrahl" angestimmt wurde. Aber einmal haben wir auch Dr. Schütz von andrer Seite kennen gelernt. Er war ein großer, kräftiger Mann und eine Ohrfeige von ihm, die saß. Es war ein Spätherbsttag; der erste Schnee fiel und überzog den Schulhof. Man machte Schneeballen. Die Fenster des Klassenzimmers, in dem der Religionsunterricht stattfinden sollte, standen in der Pause zum Lüften offen. Ein Mitschüler, Rudolf mit Vornamen, genannt Ute, tat sich besonders hervor im Schneeballwerfen. Er warf unten vom Hof her steil aufwärts durch das offene Fenster ins Klassenzimmer hinein. Und siehe da, plötzlich klebte ein dicker Ball an der Zimmerdecke, akkurat über dem Katheder. Die Pause ging zu Ende, die Fenster wurden geschlossen, Dr. Schütz kam, bestieg seinen Katheder; und in dem sich erwärmenden Zimmer fing der Schneeball über seinem Haupte an zu schmelzen. Effekt: „Wer war der Lausbub?" Unser Ute, als ehrlicher Mensch und guter Kamerad, meldete sich sofort, wurde nach vorn zitiert und erhielt vom Katheder herab eine derartige Ohrfeige, daß er zwischen jenem und der ersten Bank quer durch das Klassenzimmer taumelte. Ute pflegte, infolge schlechter Vernarbung aufgegangener Lymphknotenschwellungen, den Kopf etwas schief zu halten — wir nannten ihn daher: Ute met de scheiwe Schnute —. Seit dem geschilderten Vorfall stand es bei uns fest, daß seine Kopfhaltung nur die Folge der applizierten Riesenohrfeige von seiten des Hünen Dr. Schütz war.

Doch die Sache wurde von keiner Seite nachgetragen. Schütz erfreute sich nach wie vor allgemeiner Beliebtheit. Wir lasen bei ihm das Neue Testament im Urtext. Das war der erste Sprachunterricht, der mir gefiel. Hier wurde die Sprache als das genommen, was sie ist: als ein Ausdrucks- und Verständigungsmittel für die Gedanken und nicht als ein „Ding an sich". Der Vergleich mit der Luther-

©Naturwissenschaftlicher Verein für Schwaben, download unter www.zobodat.at

schen Uebersetzung und mögliche andere Deutungen machten mir viel Vergnügen. Das war was zum Denken und nicht nur zum Auswendig-Pauken.

Noch einer großen Begegnung aus meiner Schülerzeit muß ich hier gedenken. Es war in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. In Westfalen waren Kaisermanöver. Und der Kaiser besuchte bei dieser Gelegenheit auch die Provinzialhauptstadt, meine Vaterstadt Münster. Wir Gymnasiasten bildeten auf dem Domplatz Spalier und standen in der ersten Reihe. Jeder hatte eine (künstliche) Kornblume, die Lieblingsblume des alten Kaisers, angesteckt. Damals sang man: „Unser Kaiser liebt die Blumen, denn er hat ein zart Gemüt. Doch vor allem liebt er eine, die in keinem Garten blüht." In ganz langsamem Tempo zog die lange Reihe der offenen Wagen an uns vorüber: Kaiser Wilhelm I. mit seinen Paladinen, Bismarck, Moltke und Roen, der nachmalige Kaiser Friedrich, damalige Kronprinz Friedrich-Wilhelm und die zugehörigen Damen des kaiserlichen Hauses. Dann viele Generäle, Minister und andere Würdenträger des Reiches. Der lange Wagenzug wurde zu Fuß begleitet von einer großen Reihe von Kriegsteilnehmern, darunter die letzten Veteranen aus den Befreiungskriegen gegen den ersten Napoleon, alte gebückte Männer mit ihren Kriegsauszeichnungen — der Urauflage des Eisernen Kreuzes — geschmückt. — Das war eine andere Zeit als heute; und kaum schlechter. Sicher ehrlicher, anständiger und gerechter!

Der Kaiserbesuch hatte für mein Elternhaus noch eine besondere Bedeutung dadurch, daß es unserem Vater vergönnt war, an dem Festmahl teilzunehmen, das die Stadt Münster dem Kaiser und seinem Gefolge gab. Mein Vater war als der beste Stenograph in Münster bekannt. Und so hatte der Oberbürgermeister ihn gebeten, die Antwortrede des Kaisers auf die Begrüßungsansprache des Stadtoberhauptes für die Zeitungen festzuhalten. So nahm unser Vater an dem Festmahl teil und das, was er dabei sah und hörte, bildete noch lange das Gesprächsthema in unserem Elternhaus.

Annette von Droste-Hülshoff

Ich habe sie zwar nie von Angesicht zu Angesicht gesehen. Denn als man mich als Neugeborenen in die Wiege legte, waren bereits zwei Jahrzehnte verstrichen, seit ihre Totenbahre auf der Terrasse des Meersburger Felsenschlosses gestanden hatte. Dennoch verbinden mich so viele und so lebendige Erinnerungen mit der „größten deutschen Dichterin", daß ich auch sie zu meinen Begegnungen rechnen muß. Ihre Heimat war auch meine Heimat, mein „Jugend-

©Naturwissenschaftlicher Verein für Schwaben, download unter www.zobodat.at

land". Die Töne, die Annette den Heidefluren des münsterländischen Flachlandes zu entlocken wußte, schlugen auch in meiner Seele nach und färbten meine ganze Jugendzeit, bis ins Mannesalter hinein.

„Du feuchter Wind von meinen Heiden,
Der wie verschämte Klage weint,
Du Sonnenstrahl, der so bescheiden
Auf ihre Kräuter niederscheint."

Und wie zog uns, die wir die bunten Falter, die glitzernden Libellen, Blumen und auch die Steine aus der „Mergelgrube" sammelten, ihre Kleinmalerei in den Bann . . . „Da krimmelt, wimmelt es im Heidgezweige". „Du mit dem Saphirbecken Genziane, Zwergweide du mit deiner Seidenfahne" usw.

Und fast jedesmal, wenn wir — meine Brüder und ich — die Provinzialhauptstadt verließen, um uns in den Heide- und Waldgebieten des weiten Münsterlandes zu ergehen, überfiel uns ein Gefühl, wie Annette es schildert: „Nichts gegen das erste Knistern des Heidekrautes", wenn sie „wie berauscht die erstickenden Küsse der Heimat einsog". So zogen wir — vier gesunde, für alles Schöne und Wahre empfängliche Jungens — mit unserem Vater hinaus.

Nicht weit jenseits des Kirchdorfes Roxel liegt die große „Wasserburg" Hülshoff, die Geburtsstätte der Dichterin (10. 1. 1797):

„Du Vaterhaus, mit deinen Türmen,
Vom stillen Weiher eingewiegt,
Wo ich in meines Lebens Stürmen
So oft erlegen und gesiegt, —
Ihr breiten laubgewölbten Hallen,
Die jung und fröhlich mich gesehn,
Wo ewig meine Seufzer wallen
Und meines Fußes Spuren stehn."

Das ist das Schloß, ringsum von Wasser umgeben; „die klaren stillen Weiher mit den gelben Wasserlilien, die Schwärme von Libellen, die wie glänzende Zäpfchen sich überall anhängen . . ." Dieses schilfumkränzte Wasser; dieser Weiher.

„Er liegt so still im Morgenlicht,
So friedlich wie ein fromm Gewissen;
Wenn Weste seinen Spiegel küssen,
Des Ufers Blume fühlt es nicht . . ."

Etwa 4 Kilometer ostnordöstlich von Hülshoff liegt „Rüschhaus", der Altjungfernsitz Annettens. Von der Westseite gesehen glaubt man ein besseres Bauernhaus vor sich zu haben. Der Ostgiebel aber, unter dem die Gemächer unserer Dichterin lagen, trägt die Note eines einfachen

©Naturwissenschaftlicher Verein für Schwaben, download unter www.zobodat.at

Herrenhauses. „Mitten in einem großen, verwitterten Park lag das Rüschhaus. Eine mittelalterliche Zugbrücke führte über breite Gräben . . . Gras und Unkraut bedeckten die Wege, wilde Rosen und wilder Wein die Mauern, bemooste Steinbilder standen unter Trümmern vergangener Herrlichkeiten . . ." Hier war es, wo auch jene Bank im Parke stand,

„Wo man den Weg
Nach allen Seiten kann bestreichen,
Das staubge Gleis, den grünen Steg,
Und dort die Lichtung in den Eichen . . . ."

Hier im Westen der nicht zu fernen Umgebung Münsters entdeckten wir auf unseren Fahrten ein altes, malerisches Bauernhäuschen, Kopfweiden beschatteten den Hintergiebel.

„Das Dach, vom Moose überschwellt,
Läßt wirre Schober niederragen,
Und eine Spinne hat ihr Zelt
Im Festerloche aufgeschlagen . . . ."

Manchen Sonntag-Vormittag haben wir hier in Gottes freier Natur zugebracht, während unser Vater die „strohgedeckte Hütte" auf die Leinwand bannte. Jahrzehnte habe ich das Bild immer wieder im Familienbesitz gesehen und mich bei seinem Anblick lebhaft an jene Tage aus meiner Schülerzeit zurückversetzen können. Und immer ist mir die Ueberzeugung geworden, dies Häuschen, benachbart Hülshoff wie Rüschhaus, ist Annettens „Haus in der Heide".

„Wie lauscht, vom Abendschein umzuckt,
Die strohgedeckte Hütte,
Recht wie im Nest der Vogel duckt,
Aus dunkler Föhren Mitte . . . ."

In meiner Schulzeit, bis in die Studentenzeit hinein, war ich oft in den Ferien zu Besuch beim Großvater und Onkel in einem kleinen Ort an der Ruhr, zwischen Witten und Hattingen. Auch hier wieder wanderte ich auf den Spuren der Dichterin.

„Der Anger dampft, es kocht die Ruhr
Im scharfen Ost die Halme pfeifen,
Da trabt es sachte durch die Flur,
Da taucht es auf wie Nebelstreifen;
Da wieder rauscht es in dem Fluß
Und stemmend gen der Wellen Guß,
Es fliegt der Bug, die Hufe greifen."

Und noch lange habe ich eine Aquarellskizze aufgehoben, die Ruinen der Isenburg (bei Hattingen) darstellend, die damals — infolge der Ermordung des Erzbischofs Engelbert

©Naturwissenschaftlicher Verein für Schwaben, download unter www.zobodat.at

von Köln (Nov. 1225), auf den der Plan zum Bau des Kölner Domes zurückgeht — geschleift worden ist:

„Zerbrochen ist sein Wappenschild,
Mit Trümmern seine Burg gefüllt,
Die Seele steht bei Gottes Gnade."

Jahre waren vergangen. Weite Reisen, die mich in die Tropen und darüber hinaus bis auf die Schwelle der Antarktis geführt hatten, lagen hinter mir, als ich — wenn man so will — die Fährte der großen Dichterin wieder aufnahm. Es war am „Schwäbischen Meer", über dessen Nordufer die Zinnen des Felsenschlosses Meersburg aufragen und wo Annette ihr Leben beschlossen hat. Hier standen wir — meine Lebensgefährtin, als junge Braut, und ich — auf der Terrasse des Schlosses, hoch über dem See, geführt und betreut von den Freiinnen von Laßberg, den Nichten Annettens, die in ihrem schulpflichtigen Alter zu den Füßen der Dichterin gesessen und von dieser unterrichtet worden waren. Hier auf der Terrasse des alten Merowingerschlosses, von der Annette klagt:

„Ich stehe auf hohem Balkone am Turm,
Umstrichen vom schreienden Stare,
Und lasse, gleich einer Mänade den Sturm
Mir wühlen im flatternden Haare...."

— und mit dem Blick hinunter auf den See:

„Und drunten seh ich am Strand, so frisch
Wie spielende Doggen, die Wellen
Sich tummeln rings mit Geklaff und Gezisch
Und glänzende Flocken schnellen."
„Und unter mir der tiefe See
Mit seiner nächtgen Klage Weh,
Mit seinem Jubel, seiner Lust,
Wenn buntgeschmückte Wimpel fliegen,
Mit seinem Dräun aus hohler Brust,
Wenn Sturm und Welle sich bekriegen."

Hier war es, am Schwäbischen Meer, wo Annette von ihrem Glück Abschied nimmt:

„Lebt wohl, und nehmt mein Herz mit euch
Und meinen letzten Sonnenstrahl,
Er scheide, scheide nur sogleich,
Denn scheiden muß er doch einmal."

Und hier fand ich meine treue Lebensgefährtin und damit ein Glück Jahrzehnte durch. Auch sie ist nun längst geschieden; ich habe ihr an anderer Stelle ein Denkmal gesetzt.

Annette ruht auf dem Meersburger Friedhof, wo ein Stein in der efeuumwucherten Mauer neben dem Familienwappen Geburts- und Sterbedatum und ein „Ehre dem Herrn"

©Naturwissenschaftlicher Verein für Schwaben, download unter www.zobodat.at

zeigt. Nicht weit davon liegt auf der höchsten Erhebung des Meersburger Geländes der Weinberg, den Annette von dem Erlös ihres Gedichtbandes (Verlag Cotta) erstanden hatte.

Die Laßberg-Töchter sind nicht die einzigen Menschen, aus dem näheren Kreise um Annette von Droste, die ich noch lebend gesehen und kennen gelernt habe. In Münster lebte zu meiner Schülerzeit noch der Philosophie-Professor Schlüter (gestorben 1884), das „Schlüterchen" oder das „Professorchen", wie Annette ihn in ihren Briefen nennt. An ihn ist der größte Teil der von der Dichterin erhaltenen Briefe gerichtet. Ich habe den alten Professor oft gesehen, wenn er vor dem Kolleg zwischen den hohen Linden des Domplatzes auf und ab ging. Damals herrschte noch Sitte und Anstand; und es war selbstverständlich, daß ein würdiger alter Herr, in schneeweißem, bis auf die Schultern herabwallendem Haar, von einem Schüler höflich gegrüßt wurde. Und so wurde auch ich mit Annettens „Schlüterchen", wenn auch nur flüchtig, bekannt.

Hermann Löns

Ein Heidedichter wie Annette von Droste-Hülshoff war auch Hermann Löns. Sein Vater war unser Ordinarius in der Sekunda. Ein kleines, schrunzliches Männchen. Noch heute packt mich das Mitleid, wenn ich daran zurückdenke, wie wir dem armen Mann das Leben sauer gemacht haben. Er verstand es aber auch gar nicht, sich Respekt zu verschaffen. Dabei war sein Unterricht an sich nicht schlecht.

Hermann war der älteste von 14 Geschwistern. Unter diesen Umständen war seine Jugend nicht gerade besonders umhegt und gepflegt und sein Elternhaus nichts weniger als ein „Rosengarten". Seine Mutter machte einen verbrauchten, abgehärmten Eindruck und fiel durch Zurückhaltung und stilles Wesen angenehm auf. Der Vater — „Papa Löns", wie wir ihn in der Schule nannten — war auch äußerlich ein strenggläubiger Katholik. Und so ist es verständlich, daß das Verhältnis zwischen ihm und seinem ältesten Sohn, mit seiner „Feuerseele", nicht immer das beste war. Jedenfalls fühlte sich Hermann in seinem Elternhaus offensichtlich beengt. Das mag viel zur Ausbildung seiner Eigenwilligkeit beigetragen haben, die fast allen seinen Schöpfungen den Stempel aufdrückt. Ich erinnere mich, daß, wenn ich an der Seite Hermanns in den Straßen Münsters seinem Vater begegnete und ich natürlich ehrerbietig grüßte, Vater und Sohn ohne Wort und Gruß aneinander vorbeigingen.

©Naturwissenschaftlicher Verein für Schwaben, download unter www.zobodat.at

Man könnte fast glauben, daß die Erinnerung an die Beengtheit des Elternhauses ihm beim Eintritt in das freiere Studentenleben die Worte in den Mund gelegt hat:

„Den Geist beschäftigt dann so mancherlei,
Auch die Vergangenheit mit ihren Schrecken,
Die kein vermorschter Plunder kann bedecken,
Ich freue mich, daß diese Zeit vorbei"
(1886. Der Nubbenberg).

Was uns zunächst zusammengeführt hat, waren naturwissenschaftliche Interessen. Und so haben wir gemeinsam manche Wanderung durch die Heide- und Waldgebiete des Münsterlandes ausgeführt. Diese Ausflüge waren durchaus nicht so ziel- und wahllos, wie es nach seinen eigenen Worten scheinen mag:

„Das Kiefernreis am Lodenhut,
Im Mund den Maserstummel,
Ein fester Stock, ein leichter Mut,
Zielloser Heidebummel"

(Aus einem, meines Wissens unveröffentlichten Jugendgedicht.)

Es wurden Kräuter und Tiere beobachtet und gesammelt. Und die Unterhaltung auf dem Wege war von wissenschaftlichem Ernste getragen. Löns interessierte sich damals u. a. besonders für Nacktschnecken, eine Tiergruppe, die ihrer schwierigen Konservierbarkeit wegen noch stark vernachlässigt war. Und ich besitze noch heute in meiner Separatensammlung von ihm eine Arbeit darüber mit dem Titel: „Zum Formenkreis des Aricen subfuscus". Es ist die älteste Publikation von Hermann Löns und datiert vom Jahre 1890.

Und auch später haben ihm faunistische Arbeiten besonders gelegen. Von Löns stammt die Bezeichnung „Quintärfauna" — im Gegensatz zur Quartärfauna, als Begriff für die rezente Tierwelt.

Natürlich traten in der Unterhaltung mit ihm — sei es auf den gemeinsamen Ausflügen, sei es in seinem oder meinem Elternhause — seine dichterischen Pläne nicht zurück. Und so habe ich manches seiner Jugendgedichte mit entstehen erlebt. Es war das in seiner zweiten Zeit in Münster, nach seinen Medizinsemestern in Greifswald (Ende des neunten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, 1888 und 1889). Einen breiten Raum nahmen damals die Erinnerungen an die Studienzeit von Greifswald und die von da aus unternommenen Ferienausflüge ein. Darunter der Gedichtzyklus „Frau", mit dem köstlichen, in seiner Kürze und Prägnanz unerreichten Bild der Riesengebirgsnatur:

©Naturwissenschaftlicher Verein für Schwaben, download unter www.zobodat.at

„Verschneiter Berge Silberkuppen,
Der gelbe Mond treibt drüber her,
Und hohe Tannen, stumm und düster,
Zerrissner Felsen wirres Meer,
Des Bobers frühjahrstrübe Wellen
Durchgleist des Mondes Silberschein,
Die Wasseramsel pfeift und trillert —
Heut ist es schwer, allein zu sein."

Das sind reizende Sehnsuchtslieder, fast immer gestellt in einen lokalfarbenen Landschaftsrahmen, gewirkt von der ganzen Naturseligkeit, der Hermann Löns sich hinzugeben verstand. Kleine Genrebilder erinnern an Heine'schen Spott. Aber auch die Gefühle anderer weiß er vortrefflich wiederzugeben. So z. B. in den zierlichen, flotten Versen, die an die Zeit der ersten Fahrräder — damals sagte man „Veloziped" — erinnern: „Mädchens Klage":

„Her kam er gefahren auf rollendem Rad.
Wie war er so stattlich und schön.
Fort ist er gefahren auf rollendem Rad;
Ich hab ihn nie wieder gesehn.
Die Luft war so hell und die Sonne so klar,
Den Weg durch die Felder ich ging.
Ich stand damals grade im sechzehnten Jahr
Und war ein recht lustiges Ding."

(Nicht publiziert.)

Viele der dieser ersten Schaffensperiode von Hermann Löns entsprungenen Gedichte tragen sozialrevolutionären Charakter und wirken mit ihrem wilden Aufschrei nicht immer sehr fein. Am besten haften geblieben ist mir von diesen Liedern der „Trunkenbold". Damals, als er entstand und Hermann ihn mir zum ersten Male vortrug, war ich restlos entzückt, hatte ihn gleich auswendig gelernt und habe ihn oft in verschiedener Gesellschaft wiedergegeben. Und heute, wo ich dieses niederschreibe — fast sechs Jahrzehnte später — nachdem ich durch den Krieg alles verloren, also dem Vaterlande geopfert habe, und dieses mir nach 50jährigem Staatsdienst meine ehrlich erarbeitete Altersversorgung lange genug entzogen hat, muß ich mir leider die Klage des unschuldig Verurteilten zu eigen machen:

„Was hilft's mir, daß es mir gelungen
Durch meiner Hände Eisenkraft,
Nachdem ich Jahr und Tag gerungen,
Daß Haus und Hof ich mir geschafft?
Oh, könnt ich es doch ganz vergessen,
Daß Weib und Kinder ich besessen.
O, Kinderlachen, Weiberkuß —
Schnaps her, weil ich's vergessen muß!"

©Naturwissenschaftlicher Verein für Schwaben, download unter www.zobodat.at

Vom ethischen Standpunkte aus das beste von diesen revolutionären Poemen ist vielleicht das, meines Erachtens nicht ganz geschickt als „Zuchthäusler" betitelte.

Doch, ich wollte keine Kritik des Löns'schen Jugendschaffens schreiben, sondern nur ein Erinnerungsblatt an unsere einstige Kameradschaft geben. Und da habe ich noch einiges zu ergänzen. Wenn von den Löns-Biographien die hier kurz vorgeführte Sturm- und Drangperiode seiner Jugend zumeist in Gegensatz gesetzt wird zu der „abgeklärten Erfüllung" seines reifen Alters, so mag das für sein Gesamtschaffen vielleicht richtig sein. Das gilt zumal für seine Volkslieder — seine eigentlichen Heidelieder der späteren Jahre — und auch sicher für seine Tiergeschichten u. a. Aber kaum für den Menschen Löns: Dieser blieb sein Leben lang eine „durstige Seele", die nicht zu stillen war. Darum war ihm auch keine harmonische Ehe beschieden. So blieb sein Leben zerrissen. Und aus dieser Zerrissenheit heraus trieb es ihn offenbar auch in den Krieg und damit in den Tod. Schade drum; er hätte uns noch Vieles und Großes schenken können.

Seinen zwei Frauen verdankt er es, daß ihm in der von ihm besungenen Heide zwei Denkmäler gesetzt wurden. Um das eine, auf der Höhe von Müden bei Hermannsburg, tobte, genau ein Jahr vor Ausbruch des letzten Weltkrieges, das letzte Vorkriegsmanöver. Und im Heimatmuseum in Hermannsburg, in dessen Nähe auch der alte Bauernhof liegt, der das Vorbild des Hofes in Löns' „Wehrwolf" abgegeben haben soll, erlebte ich folgende schnurrige Geschichte: Es waren etwa 20 Jahre vergangen, nachdem unser Hermann (1914) in den Ardennen den Heldentod gefunden. Im Museum befand sich auch ein kleiner Raum mit Löns-Andenken. Da kam ich mit der Museumsführerin, einer schlichten Bauersfrau, ins Gespräch; und sie erzählte, daß sie oft mit ihm zusammen gewesen wäre, wenn er im benachbarten Gasthof wohnte. Und ich verschwieg natürlich nicht, daß wir zusammen auf der Schule gewesen waren. „So," sagte sie und musterte mich streng von Kopf bis zu den Füßen, „dann waren Sie sein Lehrer, denn Löns war doch viel, viel jünger als Sie." „Nein," antwortete ich, „ich war damals auch viel, viel jünger!" Die gute Frau hatte die zwei Jahrzehnte, die Hermann Löns nun schon unter der Erde lag, einfach nicht mitgerechnet.

Im Gegensatz zu dieser Gedächtnisschwäche der Hermannsburger Bauersfrau darf ich zum Schluß noch einer bemerkenswerten Gedächtnisprobe Erwähnung tun, womit ich zugleich auf das Jugendschaffen von Hermann Löns zurückkomme. Löns hatte mir damals — es mag 1887 oder 88 gewesen sein — für längere Zeit eine Abschrift seiner

©Naturwissenschaftlicher Verein für Schwaben, download unter www.zobodat.at

sämtlichen, bis dahin vorliegenden Gedichte leihweise überlassen. Ich habe oft darin geblättert und gelesen. Und es dauerte nicht lange, so konnte ich eine ganze Reihe dieser Lieder, die zu einem erheblichen Teile bis heute wohl garnicht an die Oeffentlichkeit gelangt sind, auswendig. Wie fest sie in meinem Gedächtnis hafteten, das sollte ich 54 Jahre später erfahren, als eine Sammlung der Löns'schen Jugendschöpfungen unter dem Titel „Junglaub" nach seinem Tode zum erstenmal erschien und ich noch über zwei Jahrzehnte später das Bändchen erstand und meiner Tochter zum Geschenk machte. Mehr als ein halbes Jahrhundert war vergangen, seitdem ich die Handschrift des Dichters in Händen gehabt hatte. In der Zwischenzeit hatte ich niemals Gelegenheit gehabt, die Verse wieder aufzufrischen. Ich gab meinem Kinde das Buch und forderte es auf, die Titel der einzelnen Lieder zu nennen; und ich konnte bei einer ganzen Zahl derselben die Verse dazu ihr aus dem Gedächtnis vordeklamieren. Ich war selbst erstaunt über die eigene Gedächtnisleistung und hätte nicht geglaubt, daß so was so lange wortgetreu im Gedächtnis haften bleiben kann und nur eines geringen Anstoßes (der Liedertitel) bedarf, um wieder präsent zu werden.

Auch das liegt nun schon wieder weit zurück.

„Wohin sind alle sie gefahren?
Stillschweigen. Darüber liegt der Sand."

Wilhem Busch und die Wiedertäufer

Noch einer anderen Dichterbegegnung muß ich kurz gedenken. Es ist die mit Wilhelm Busch (1832—1908). Er gehörte zur Verwandtschaft eines Jüngers der Pharmazie, den ich zu meinen Freunden zählte. Dieser wohnte bei seinen Eltern — wir befinden uns nunmehr in der Mitte des letzten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts — in demselben alten Klostergebäude, in welchem ich ein Jahrzehnt früher öfter bei Hermann Löns geweilt hatte. Aber nicht in dieser Wohnung hatte ich die zu schildernde Begegnung, sondern inmitten der Stadt Münster, auf offener Straße.

Hier trat der große Humorist, der uns so manche Lebensweisheit in ebenso köstlichen wie prägnanten Worten hinterlassen hat, mir akkurat so entgegen, wie man ihn nachdem so oft in Schriften und Büchern abgebildet sah. Die feingeschnittenen, von einem lichten Vollbarte umrahmten Gesichtszüge ließen nichts erraten von der Ueberfülle an Humor, Spott und Witz, die dahinter lauerte. Eher schienen diese Züge von der Vereinsamung des Junggesellen zu sprechen, dem ihr Träger ironisierend mit den be-

©Naturwissenschaftlicher Verein für Schwaben, download unter www.zobodat.at

kannten Worten: „Wer einsam ist, der hat es gut, weil niemand da, der ihm was tut" begegnete. Der unverehelicht-onkelhaft wohlwollende Blick des Mannes brachte einem unwillkürlich seine Worte auf die Zunge: „Und die braven Junggesellen, Mädchen ohne Ehestellen, pflanzen sich durch Knollen fort." Trotz der Flüchtigkeit des Augenblicks der Begegnung ist mir doch das Portrait dieses, in seiner Eigenart bis heute unerreichten Satirikers außerordentlich fest im Gedächtnis haften geblieben. Natürlich haben dazu die, namentlich nach seinem Tode oft gebrachten Konterfeis auch das ihre beigetragen.

Die eben erwähnte Begegnung mit Wilhelm Busch geschah an der Stelle, wo die Salzstraße — die Hauptverbindungslinie zwischen Bahnhof und Stadtmitte — auf den Prinzipalmarkt einmündet, angesichts und dicht vor und unter dem Wahrzeichen von Münster, den drei Wiedertäuferkäfigen hoch oben am Turm von St. Lambertus. Die drei Hauptführer der Wiedertäuferbewegung, Jan Bockelsohn als Zionskönig selbst, sein erster Gehelfe und Scharfrichter Bernhard Knipperdolling und sein Kanzler Krechting, wurden bekanntlich (am 23. Januar 1536) im Namen des katholischen Gottes in grausamer Weise hingerichtet, indem man sie eine Stunde lang mit glühenden Zangen am ganzen Körper zwickte und darauf durch einen Schwertstoß ins Herz erledigte. Die Leichname wurden in Eisenkäfigen, als ein weit über die Landschaft ragendes, abschreckendes Mal, am Lambertikirchturm aufgehängt.

So habe ich die Käfige als Junge noch täglich — auf dem Wege zwischen Elternhaus und Schule — an dem alten, von einer „Pickelhaube" gekrönten, schlichten Turm hängen sehen. Man hatte sich von Kindesbeinen an so an den Anblick gewöhnt, daß er einem weiter kein Grauen mehr abnötigte. Die unter Mithilfe von Dohlen und Fliegenmaden allmählich von den verwesenden Fleischteilen entblößten Knochen werden zwischen den Eisenstäben der Käfige durchgerutscht und zu Boden gefallen sein. Hier hat man sie dann vermutlich am Fundamentsockel des Turmes eingebuddelt.

Kurzum, als — es war während meiner Gymnasiastenzeit — der alte Turm durch einseitige Senkung seines Fundamentes einzustürzen drohte und dadurch die gegenüberliegenden Häuser des Prinzipalmarktes gefährdete, mußte man sich entschließen, den bereits bedenklich übergeneigten Turm abzubrechen. So hatte nämlich auch meine Vaterstadt Münster seinen „Schiefen Turm", wenn dieser auch nicht infolge einer Architektenlaune, wie der berühmte Schiefe Turm zu Pisa, von vornherein ein schiefer war.

©Naturwissenschaftlicher Verein für Schwaben, download unter www.zobodat.at

Der darauf (1887 bis 1898) neu erbaute Lambertikirchturm ist als Spitzturm in durchbrochenem gotischen Maßwerk dem Gesamtbau der Kirche ohne Zweifel harmonischer eingegliedert. Aber das Jahrhunderte alte Bild des „vieltürmigen" Münster hatte ein charakteristisches Stück (Ende des 14. bis Mitte des 15. Jahrhunderts erbaut) eingebüßt. Und die Wiedertäuferkäfige, die auch an dem neuen Turm wieder aufgehängt wurden, haben viel an ihrem Charakter als Wahrzeichen verloren, weil sie zwischen dem reichen Beiwerk des gotischen Stiles fast verschwinden.

Nun, als man das Fundament des alten Turmes freilegte, kamen menschliche Gebeine zum Vorschein. Das war mir ein „gefundenes Fressen". Ich benutzte die Gelegenheit, um die anatomische Sammlung unseres Naturalienkabinettes, das meine Brüder und ich in unserem Elternhause unterhielten, zu vervollständigen. Ich versah mich zu Hause mit einigen abgelegten Zeitungen und brachte vom nächsten Schulwege von den vermutlichen Wiedertäuferknochen mit, was mir für unsere Sammlung brauchbar erschien. So hing noch Jahr und Tag ein menschliches Armskelett an der Wand unserer Stube. Es ist nach Obigem durchaus möglich, daß es der Arm des Knipperdolling war, mit dem dieser das Richtschwert führte, das minder bußfertige Kinder des neuen Glaubens — d. h. solche, die in irgendeiner Angelegenheit nicht genau so wollten, wie der „Zionskönig" — um einen Kopf kürzer machte. Das heißt also sozusagen: der rächende Arm der Justiz am „Stuhle Davids", wie Jan Bockelsohn als „Nachfolger Davids" seinen Thron benannte, und auf den nun morgens, wenn wir uns den Schlaf aus den Augen rieben und das Bett verließen, unser erster Blick fiel und der gewiß geeignet war, in uns den nötigen Respekt zu wecken vor der merkwürdig verknöcherten Art des Schulunterrichtes, der uns bevorstand.

Die Vollendung des schönen neuen gotischen Turmes der Lambertikirche habe ich nicht mehr in Münster erlebt. Ich weilte damals (1898) in unserer ostafrikanischen Kolonie.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Abhandlungen des naturwissenschaftlichen Vereins Schwaben

Jahr/Year: 1954

Band/Volume: 10

Autor(en)/Author(s): Werth Emil

Artikel/Article: Begegnungen am Wege eines Naturforschers 13-28